

Die neue Schlacht am Morgarten

Autor(en): **Zermatten, Maurice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 19

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die neue Schlacht am Morgarten

Von Maurice Zermatten • Uebertragen von W. Kappeler

Die tapfere und arbeitsame Einwohnerschaft von Flieschwald langweilte sich. Den ganzen Sommer hindurch pflanzte sie seit Menschengedenken Roggen auf den terrassenförmigen Feldern, Bohnen auf dem magersten Grund des Landes, Kohl auf einigen Flecken, die kaum größer waren als eine rechte Bauernhand. Der Juni badete den trockenen Hang mit seinem warmen Licht. Der glühendheiße Juli bedrängte die Mäher auf den Bergwiesen, plagte die Maultiere, die nicht mehr fressen wollten, weil Wolken von Bremsen auf ihren Leibern lagen. Keine Minute blieb diesen guten Leuten vom März bis Ende November für Unzufriedenheit oder Klage. Aber jetzt kauten sie an den Fingern vor Muße und seufzten, wenn sie an die herrlich vollen Tage des Sommers dachten.

Am Morgen, vor dem ersten Licht, rieb der älteste Sohn ein Zündholz an der Wand der gemeinsamen Schlafkammer, zündete die Stallaterne an und schritt langsam in die eiskalte Nacht hinaus, dem Pferddestall zu. Ein wenig später rüsteten sich die Kinder für die Schule und verschwanden. Dann leerte der Tag langsam seine Gräue vor den vorhanglosen Fenstern aus. Dann stiegen vom Fluß zum Dorf hinauf unendlich lange Tage, mit denen man nichts anzufangen wußte. Die Alten hatten ihre Geschichten alle fertig erzählt, die Zeitungen waren zu Ende gelesen bis zur letzten Zeile, man hatte sie durchbesprochen, man gähnte. Schlafen? Jede Nacht muß man ja den Schlaf schon suchen, so sehr ist der Körper, der im Sommer fast zusammenbrach, von Ruhe gesättigt. Und in der dunklen Nacht wachzuliegen, tut nicht gut. Jedes Knacken in der Wand wird zum schlimmen Vorzeichen... Nein, es ist wohl besser, am hellen Tage seinen Gedanken nachzuhängen und auf den Abend zu warten für den Schlaf.

Die Leute von Flieschwald langweilten sich so den ganzen Dezember und im Januar noch viel mehr. Keiner wagte es schon, den Horizont abzusuchen, wo gegen Mitte März die neue Zeit hereinbrechen würde.

Eine einzige Abwechslung durchbrach den eintönigen Fluß der Wochen. Verbraucht von soviel Untätigkeit, starben viele Flieschwalder. Alles stürzte sich ans Begräbnis, wie an ein Fest. Ein guter Tag, dachte man. Am Abend würde man sich Begebenheiten aus dem Leben des Verstorbenen erzählen. Manchmal ließ sich das ziemlich in die Länge ziehen.

Aber dann bereitete die Langeweile von neuem ihre bleischwere Aschenkappe über das Dorf. Und der Winter seufzte wieder vor Länge.

Es hätte vier Monate so weitergehen können, wie die anderen Jahre auch, ohne die Geistesgegenwart des jungen Pfarrers von Flieschwald, der die stille Zeit zum erstenmal in diesem Dorfe mitmachte.

Den ganzen Sommer hindurch, und auch schon im Herbst, hatte sich der Priester über den christlichen Wandel seiner Pfarrkinder gefreut. Was für gute Leute! Keine dieser Schandtaten, wie sie die Städte begingen. Kein Diebstahl, kein Raub, kein Auflehnen gegen den Heiligen Geist der Kirche. Kaum ein paar Klatschereien, ein paar Flüche, wenn das Maultier nicht schnell genug war, einige Wasserablenkungen.

Aber nun auf einmal wird alles schwieriger. War er wohl weniger wachsam als sein Vorgänger? Ging die Gemeinde durch seine Schuld dem Untergang entgegen? Er verdoppelte seine Hingabe. Umsonst...

Bis ihn eines Tages der Heilige Geist besuchte und ihm zu verstehen gab, daß der Müßiggang der Pfarrkinder die Ursache allen Übels sei.

Ich werde die Sache in Ordnung bringen, beschloß der Pfarrer.

Und drei Tage lang dachte er nach. Am Abend des dritten Tages sah man den Pfarrer mit heimlichen Schritten zum Hause des Präsidenten eilen. Ein guter Gedanke, patriotisch und gottgefällig, war in seinem Kopf entstanden. Der Präsident mußte sich nur noch einverstanden erklären.

... Die beiden Männer unterhielten sich lange und ernsthaft. Was sie sprachen, wird keiner je vernennen, denn der Präsident hatte seine Frau gebeten, hinauszu gehen. Aber das Dorf vernahm bald das Ergebnis ihrer Unterredung. Flieschwald stieg plötzlich aus der Langeweile in die Sonne der wiedergewonnenen Freude.

Vierzehn Tage schon war das ganze Dorf, das der Winter von der übrigen Welt trennte, in Aufregung. Viele Flieschwalder schliefen nicht mehr. Die, welche noch Zeit dazu fanden, hatten einen schweren, von Träumen erschütterten Schlaf.

Das Gähnen hörte auf, des Abends, beim überhitzten Ofen, im grauen Rauch des schweren Tabaks.

Es starb niemand mehr.

Der Herr Pfarrer fand wieder das zufriedene Lächeln eines Herrn, dessen Untertanen getreu sind.

Und doch hatte sich nach menschlichen Maßstäben kein Wunder ereignet.

Vor vierzehn Tagen hatten sich alle Gemeindeglieder in den großen Gemeindegelände gedrängt wie Schafe. Warum

hatte man sie auch zusammengerufen, mitten im Winter, wo die Gemeinde ebensowenig zu unternehmen wußte wie sie? Frauen und Kinder mischten sich unter die Männer, die lauschten, was man ihnen wohl mitteilen würde.

Der Herr Präsident begann: «Der Winter dauert zu lang. Wir wissen nichts mehr anzufangen mit unserer Zeit. Essen, schlafen, das sind unsere einzigen Beschäftigungen. Jeder soll sich einmal fragen...»

Was wollte er eigentlich? Endlich unterstützte langes Beifallsklatschen seine Worte. Die Hoffnung sang in allen Herzen; die Augen glänzten vor Begeisterung. Theater! Die Männer sahen sich schon mit Eisenhelmen, bewaffnet bis zu den Zehen, den Morgenstern auf der Schulter, mit grimmiger Kriegsmiene.

Die Schlacht am Morgarten! Sie erinnerten sich noch alle an dieses Kapitel ihrer Nationalgeschichte. Eine Handvoll Eidgenossen hatte dank ihres Mutes und ihrer Klugheit eine ganze stolze österreichische Armee geschlagen, über den Haufen gerannt, in den See gestoßen. Wären sie wohl weniger tapfer? Sicher nicht. Sie warfen sich in die Brust, unterbanden unter den Aermeln des dicken Tuchrocks ihre Muskeln, befühlten sie gegenseitig.

«Ha, die Oesterreicher! Sie sollen nur kommen! Sie werden etwas erleben!»

«Das Stück, das wir spielen werden», sagte der Lehrer, «hat keine Frauenrollen.»

Sie schnaufften böse.

«Aber wir werden doch auch weibliche Hilfe brauchen, ich gebe euch mein Wort.» Von neuem spitzten alle die Ohren. Es ging gar nicht mehr ums Theater, es ging um sie selbst. Man brauchte fünfzig, sechzig Männer. Also ungefähr alle würden mitmachen. Die jungen Mädchen aber sollten die Felsblöcke und Baumstämme verfertigen.

Wie das?

«Nun ja, versteht ihr, wir können weder wahre Steine noch Holz nehmen. Wir würden uns töten und niemand möchte doch, daß etwas Schlimmes geschähe. Wir haben an alles gedacht, der Herr Pfarrer, der Herr Präsident und ich. Die Frauen werden uns Stroh in Leinentücher nähen, das werden unsere Wurfgeschosse sein, versteht ihr. Und wir...»

Sie klatschten stürmisch Beifall. Es würde also einen richtigen Kampf absetzen, einen Streit ohne Erbarmen. Sie sangen an diesem Abend in den Gäßchen und tranken bis tief in die Nacht.

Eine feberhafte Aufregung erfüllte also die Häuser. Greise, die nur noch mit einem Haar ihres Bartes am Leben hingen, zeigten wieder neuen Mut. Es gab keine untätigen Abende mehr, kein unnützes Aufbleiben. Sobald die Nacht hereinbrach, repetierten die Männer ihre Rollen mit lautem Gebrüll. Die Scheiben zitterten davon.

«Den Herzog schlagen wir in tausend Stücke!» schrie Baptiste mit seiner Donnerstimme, die den Schnee vom Kirschaum im Garten fallen ließ.

«Diese Kuhhirten, ich werde ihnen die Nase in den Dreck stecken!» deklamierte sein Gegner, der hochmütige Herzog Leopold in seiner Hütte oberhalb des Dorfbrunnens. Es war fast zum fürchten.

Aber die Schauspieler waren nicht die einzigen, die sich mit der Schlacht am Morgarten beschäftigten. Der Präsident bereitete für den Tag der Aufführung eine große Rede. Seine Redekunst mußte sich des nationalen Heldentums würdig erweisen. Aus Geschichtsbüchern trug er wichtige Sätze zusammen, die die Herzen seiner Leute höher schlagen lassen würden, und da er ein eifriger Zeitungsleser war, wußte er, daß eine Schlußbetrachtung, die auf die Gegenwart anspielte, nicht überflüssig sein würde. «Wenn ein neues Morgarten nötig sein wird», begann er... Er ballte die Faust.

Der Pfarrer in seinem Pfarrhaus rieb sich die Hände, die Nase im Evangelium. Auch er würde die Aufführung als Vorwand nehmen, um die Frömmigkeit der alten Soldaten zu preisen, die nie verfehlten, vor der Schlacht niederzuknien.

Die Behörden gingen also mit gutem Beispiel voran. Aber auch der Viehinspektor konsultierte seine Register und studierte den Stammbaum eines Stieres, den er schlachten mußte, damit Ulrich, der Hornbläser, sich in sein Fell hüllen konnte. Der Schreiner machte Holzlanzen, deren Stahlspitzen blutrot gefärbt wurden. Der Schmied fertigte Rüstungen an und Helme aus alten, zerlöchernten Kesseln, deren Blech unter dem Hammer kreischte. Der Zimmermann bereitete die Bühne vor und stieß sich an tausend Schwierigkeiten. Man durfte nämlich nicht daran denken, den großen, glänzenden Sieg im Freien zu feiern. Der Schnee reichte bis zu den Fensterbrettern. Die Wege lagen eingeschneit zwischen zwei hohen Böschungen, die höher waren als die größten Männer. So wurde es nötig, im Innern des Gemeindegeländes ein Schlachtfeld, das sich für die Kämpfe der Eid-

genossen eignen würde, herzurichten. Jeder strengte seine Phantasie nach Kräften an, um helfen zu können.

Der Pfarrer kam auf den besten Einfall. (Es ist doch etwas Schönes um Bildung.) Man mußte einfach ein großes Loch in die Decke des Saales machen und im obern Stock die helvetischen Truppen aufstellen. Wenn dann die Feinde auf die Bühne kämen, würde man sie mit einem furchtbaren Steinregen aus Strohbündeln empfangen. Keiner würde davonkommen.

Da waren auch noch die Frauen. Auch sie kamen nicht mehr zur Ruhe. Jeden Tag trafen sie sich bei der Dorfschneiderin und schleppten ein Bündel Roggenstroh mit sich. Und dann ging es los. Sie stellten sich alles schon vor. Sobald ein Sack voll Halme einem Baumstamme zu ähneln begann, wurden sie ganz aufgeregt. Oh, es würde kein Vergnügen sein, den auf den Kopf zu bekommen. Mein Gott, nein. Und sie dachten an den Vorbeimarsch der Oesterreicher, dem See entlang, den Waldweg hinauf.

Der Schulmeister, der die Proben leitete, schloß natürlich kein Auge mehr. Einmal die Oesterreicher, am folgenden Tag die Eidgenossen, das Haus wurde nie mehr leer. Sobald die Kinder sich auf den Straßen verstreut hatten, rückten die Kämpfer an. Sie kamen in ihren historischen Kostümen. Bald füllte sich das Sträßchen mit kurzbehesten Männern, die trotz der beißenden Kälte bloße Knie und Arme hatten — bald mit Soldaten in blitzendem Eisen.

Das Stück begann mit einer Versammlung der Eidgenossen, wo besonders Baptiste, der Landammann von Schwyz, eine wichtige Rolle spielte. Er deklamierte laut, indem er die rrr rollte: «Wirrr wollen frfrei sein oder sterriben.» Er schloß die Augen, streckte das Kinn nach vorn.

Bei den Oesterreichern war die Begeisterung nicht weniger groß, obwohl man zuerst Mühe gehabt hatte, diesen guten Schweizern die Rollen von Staatsfeinden zu geben. Peter Vouilloz stellte den Leopold dar. Nicht daß er besonders adelig ausgesehen hätte. Groß war er, ja, er überragte alle um Haupteslänge. Aber er war ein wenig einfältig und hatte darum nie eine Frau gefunden. Man spöttelte ein wenig über ihn in Flieschwald. Die Schüler wählten ihn gerne als Zielscheibe ihrer Schneebälle. Und doch zitterte das ganze Dorf vor ihm, wenn er in Zorn geriet...

Warum ihm die Rolle des Leopold zugefallen war? Sein einfacher Verstand kannte keine Skrupel. Kein anderer im Dorf hätte es auf sich genommen, sein ganzes Leben lang Leopold der Besiegte zu bleiben, und Peter hatte sich als einziger für diese Rolle gemeldet. Er, der immer davon geträumt hatte, Polizist zu werden, eine Uniform zu tragen, er war auf einmal Armeekommandant geworden. So widmete er sich mit Leib und Seele der Schlacht am Morgarten.

Sein Eifer, seine Begeisterung, seine Zornesausbrüche und sein Gebrüll begeisterten den Regisseur. Er mußte zwar nur ein paar Flüche sprechen, zwei oder drei Sätze, die fast eher ein Geknurr waren.

«Aber», sagte der Schullehrer, «er hat die wahre Begeisterung.»

Leopold warf sich in die Brust, hob seine Riesengestalt. Ein Faden Speichel rann über sein Kinn. «Es ist nicht nötig, daß wir den Kampf üben», sagte der Lehrer. «Das würde zu viel Staub geben, und wir hätten den ganzen Tag, bis das Haus wieder in Ordnung ist. Ihr müßt einfach umfallen, einer nach dem andern, seht ihr, so...»

Er ließ sich steif auf den Boden fallen. «Ihr bewegt euch nicht mehr, ihr seid tot. Die Schweizer werden kommen und euch hinaustragen, wo ihr wieder zum Leben erwachen dürft, versteht ihr?»

Alles ging gut. Keiner langweilte sich mehr, das könnt ihr mir glauben.

«Als alles bereit war, als die Schauspieler nicht mehr stockten, wenn sie ihre Verse aufgaben, als das Dachzimmer des Schulhauses überfüllt war von Wurfgeschossen, setzte man das Datum der Aufführung fest.

Es war an einem Sonntag gegen Ende des Monats Februar. Eine Handvoll Föhn, der schon ins Tal hinaus entlassen war, erschütterte die dichten Schneemassen des Winters. Eine leise Frühlingshoffnung mischte sich in die Freude dieses denkwürdigen Tages. Vom frühen Morgen an herrschte im Dorf ein bewegtes Leben. Der Präsident zog seinen Frack aus braunem Tuch an, der Lehrer einen ehrfurchtsgebietenden hohen Kragen. Und Leopold zitterte vor Ungeduld in seiner neuen Rüstung, die in der hellen Sonne erglänzte.

Die Vorstellung würde um zwei Uhr beginnen. Schon nach dem Essen drängten sich die Leute vor der Türe. Die Zuschauer kamen von überall her. Schon gab es keinen Platz mehr im Saal.

Hinter dem Vorhang regten sich die Schauspieler gegenseitig auf. Die Tasse Kaffee am Morgen hatte schon nicht mehr so recht geschmeckt. Der Speck am Mittag hatte ihnen widerstanden. Um den Magen herum lag es wie ein Gürtel und zog sich immer enger zusammen.

(Fortsetzung Seite 499)



Rein-weisses Leinen durch
die schonende **PERSIL**-Pflege

HENKEL BASEL

«Im Krieg, wie im Krieg», sagte Baptiste.
 «Es ist noch nicht sicher, daß ihr diesmal gewinnt», rief Leopold.
 Sie schauten ihn verwundert an.
 Drei Glockenzeichen ertönten. Langsam öffnete sich der Vorhang. Eine Totenstille legte sich auf den Saal.
 Baptiste begann langsam:
 «Wirr wollen frfrei sein...»

Alle Herzen schlugen schneller vor Begeisterung. Ungeduldig wartete alles auf den Herzog. Was würde er tun angesichts der todesmutigen Eidgenossen? Die alten Frauen schluchzten. Die Männer im Saal zerdrückten eine heimliche Träne.

Endlich erschien Leopold. Er war noch größer und furchterregender in seiner Rüstung. Man bewunderte ihn.

Schon begann der Kampf.
 Pang!
 Ein Baumstamm fiel auf den Boden nieder. Erschrocken trat er einen Schritt zurück; Pang! Ein Felsblock stürzte auf seinen Kopf. Pang! Eine Steinlawine warf ihn endlich zu Boden. Da wurde er zornig. Eine wilde Wut begann in ihm zu toben. Unter dem Getöse der Geschosse schnaubte er und wütete. Die Menge hielt den

Atem an, überzeugt, daß alles in Ordnung sei. Man bewunderte das natürliche Spiel des Trotzels, der alle anderen übertraf. Er schrie:

«Gebt acht, ich steige hinauf!»
 Und in einem Satz stürzte er davon. Während einiger Minuten blieb die Bühne leer, denn die fünfzehn Oesterreicher hatten ihren Fürsten im Stich gelassen. Dann erschütterte der Lärm eines Handgemenges die Stille. Wenn dies die Schlacht war, so war das tatsächlich eine schöne Schlacht. Keine Felsblöcke fielen mehr durch die gähnende Oeffnung der Decke. Dafür stürzte auf einmal ein Eidgenosse kopfüber auf die Bühne. Ein anderer folgte, ein weiterer... Es wurden acht, zehn, sie lagen alle aufeinander. Die Menge weinte vor Schmerz. Die Eidgenossen hatten also verloren.

Bald wurde es ruhiger. Das Stück war aus. Dreißig Schweizer lagen auf der Bühne.
 «Holt die Polizei!» rief der Lehrer. «Ich glaube, Leopold ist verrückt geworden.»

Und so haben am 27. Februar in jüngster Zeit die Oesterreicher die Schweizer am Morgarten geschlagen und so die Schande gerächt, die man ihnen einstmals angetan hatte, als ein anderer, weniger hitziger Leopold seine Truppen in den Kampf führte.

Das Mädchen im Café

Von S. Kaelin

Lange war ich durch das feine Geriesel gelaufen, ganz langsam, ohne Hut, den Kragen hoch aufgeschlagen. Es war schön, auf der feucht-glänzenden Asphaltstraße an der Peripherie der Stadt zu gehen, ohne Ziel, ohne Wünsche, ja, eigentlich ohne Gedanken; nur mit den eigenen Schritten beschäftigt und den schweren Tropfen, die von schwarzen Aesten in mein Gesicht fielen.

Die knallgelben, dünnen, raschelnden Blätter von gestern, die sich in allen Richtungen zerstreuen und aufwirbeln ließen, sie lagen heute bräunlich verfärbt und unbeweglich auf den Asphalt hingeklebt.

Unheimlich still lag die Straße. Keine Häuser, keine Menschen, ein Lichtreflex, der nirgends die Dunkelheit aufhellte, ließ Straßen, Geschäfte der Stadt vermuten.

Plötzlich erdrückte mich diese Einsamkeit! Ich fand es irgendwie unsinnig, weiter durch den Regen zu gehen, so allein, ohne Ziel und Weg. Und ein wenig sehnte ich mich wohl nach Menschen.

Unterwegs nach der Stadt kaufte ich einige Grammo-

Die gute Tante Olga glaubte Elsi's alter Unterrock sei neu



„Lotti's Unterwäsche, Pullovers und Jumpers sehen immer wie neu aus,“ seufzte Elsi, „meine sind nicht älter und sind schon so mitgenommen — oh, dieses ewige Stopfen und Flicken nach jeder Wäsche — besonders unter den Ärmeln.“



„Warum ist meine Unterwäsche immer so rasch abgenutzt und zerlöcher?“ fragte Elsi ihre Freundin Lotti, als sie eines Tages bei ihr auf Besuch weilte. „Schweiss ist ihr grösster Feind,“ erwiderte Lotti. „Die im Schweiss enthaltene Säure zerfrisst die Gewebefasern, wenn sie nicht vollständig daraus entfernt wird. Wasche Deine Sachen einfach häufig in mildem, reichem Lux-Schaum.“



„Aber Elsi, hast Du den schönen Unterrock, den ich Dir schenkte, noch nie getragen,“ rief Tante Olga, als sie ihn einige Monate später in der Schublade ihrer Nichte entdeckte. „Aber natürlich, ich habe ihn oft und oft getragen und auch schon mehrmals gewaschen,“ sagte Elsi.



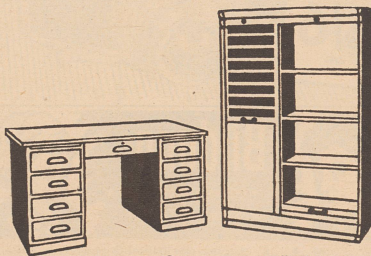
Elsi braucht jetzt auf Lotti's Unterwäsche nicht mehr neidisch zu sein, — die ihrige ist ebenso schön. Mit dem prächtigen Lux-Schaum hält sie alle ihre Sachen in tadellosem Zustand und auch das viele Flicken und Stopfen ist sie jetzt losgeworden. Sie hat herausgefunden, dass Lux nicht nur gründlich reinigt, sondern auch die Gewebe schonnt und deshalb sparen hilft.

Schweiss zerstört Gewebe
LUX verhütet dies!



Besucht das reizende
FREIBURGERLAND
 Berge, Seen, historische Städtchen
 Schöne Ausflüge / Ruhige Ferien
 Auskunft und Prospekte in den Reise-Agenturen
 und im Verkehrsbüro Freiburg / Telefon 1156

Ihr Bureau Ihr Herrenzimmer und die Kombi-Möbel



können Sie am vorteilhaftesten beziehen beim Spezialisten
**A. ERNST + MOBELFABRIK
 HOLZIKEN (AARGAU)**
 Bitte beachten Sie meine Reklame im neuen Postcheck-Buch!



55 Jahre 40 Jahre
Wer ist „älter“?

Was die Zahl der Lebensjahre anbetrifft, zweifellos der 55jährige. Was aber das „innere“ Alter angeht, sicherlich der Mann von 40 Jahren. — Die Kraftreserve im menschlichen Körper braucht nicht immer in demselben Tempo zu schwinden wie die Zahl der Jahre zunimmt. Die Wissenschaft hat uns vielmehr gelehrt, daß die körperliche und geistige Spannkraft in erheblichem Maße auch von der Hormonversorgung abhängt. Aus dieser Erkenntnis heraus ist das Hormonpräparat „Titus-Perlen“ geschaffen worden. In der Versorgung mit Hormonen, die zur Hebung und Erhaltung der Kräfte beitragen, liegt die Bedeutung der „Titus-Perlen“. Auf Wunsch übersenden wir Ihnen gern eine Probe und die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“. Preis: 100 Stüek Titus-Perlen für Männer Fr. 14.—, Packung 300 Stüek Fr. 36.—, 100 Stüek Titus-Perlen für Frauen Fr. 15.50. In allen Apotheken zu haben.

Titus-Perlen

Pharmacie Internationale Dr. P. Hebelisen,
 Poststraße 6, Zürich 1/4
 Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftliche Abhandlung.
 50 Cts. in Briefmarken füge ich bei.
 Frau/Frl./Herr:

Ort:
 Straße: